



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

Feminismus ist nicht das Gegenteil von Wissenschaft

Kuenzle, Dominique

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-186836>
Newspaper Article
Published Version

Originally published at:
Kuenzle, Dominique. Feminismus ist nicht das Gegenteil von Wissenschaft. In: NZZ, 25 July 2017, 36.

Feminismus ist nicht das Gegenteil von Wissenschaft

Ein Vorschlag zur Entideologisierung der Diskussion um Gender-Fragen. Von Dominique Kuenzle



Identifikation und Analyse von Sexismus sind schwieriger geworden: Schaufensterpuppe in einem Kleidergeschäft. SIMON TANNER / NZZ

Es ist nie ein schöner Anblick und selten ein fruchtbarer Zeitvertreib, wenn eine wichtige öffentliche Diskussion von Polarisierung und Polemik geprägt ist und die Diskutanten sie als einen Kampf um ideologische Hegemonie verstehen. Seit Marx und Engels bezieht sich der Ideologiebegriff auf Ideen und Weltbilder, die sich nicht an Evidenz und guten Argumenten orientieren, sondern die darauf abzielen, Machtverhältnisse zu stabilisieren oder zu ändern.

Solche «Cui bono»-Fragen nach den Nutzniessern bestimmter Ideen sind gewiss ein wichtiges Werkzeug der kritischen Reflexion. Sie schützen uns vor Naivität. Allerdings können Ideologievorwürfe selbst ideologische Manöver sein, intellektuell respektable Versionen der allzu gegenwärtigen Fake-News-Rundumschläge, verlockend vor allem für die Seite mit den schlechteren Argumenten.

Drei Vorwürfe

Inwiefern wird dem gegenwärtigen, theoretisch orientierten Feminismus vorgeworfen, ideologisch zu funktionieren? Erstens behauptet dieser über die (angeblich in westlichen Staaten bereits erreichte) Gleichberechtigung hinaus auch noch Gleichheit zwischen den Geschlechtern. Nicht nur gebe es keine biologischen Unterschiede zwischen Frauen und Männern, so krächze die Gender-Hysterikerin, es dürfe auch nicht nach ihnen geforscht werden. Zweitens, so der Vorwurf, hätten sich die Gender-Studien zu einem ideologischen Krebsgeschwür an unseren sonst wahrheitsorientierten Universitäten entwickelt; es werde da mithilfe von freiem Assoziieren dafür geworben, dass die Theorien der Naturwissenschaften nur ein Märchen unter vielen seien. Und drittens schliesslich – was man ja wohl noch sagen dürfe – bedrohe die feministische Political Correctness unsere Meinungsäusserungsfreiheit.

Um diese Vorwürfe zu beurteilen, müssen wir analysieren, wie der heutige Feminismus mit seinen spezifischen Herausforderungen umgeht. Feministinnen und Feministen verlangen nach wie vor nichts anderes als eine gerechte Gesellschaft ohne Vorurteile und Diskriminierung. Weil wir glücklicherweise in vielen Staaten schon vieles erreicht haben, sind die Identifikation und die

Analyse von Sexismus teilweise schwieriger geworden. Man möchte meinen, dass es intellektuell nicht allzu herausfordernd gewesen sein dürfte, schon vor 1971 zu erkennen, dass Schweizerinnen politische Rechte vorenthalten wurden, die ihnen zustanden, und dass einem der Kopf nicht gerade explodiert vor Komplexität bei der Beantwortung der Frage, ob es fair ist, dass Frauen für gleiche Arbeit weniger verdienen als Männer.

Aber es geht eben auch darum, dass selbst viele überzeugte Feministinnen weniger Hausarbeit machen als ihre Partnerinnen, dass Frauen tendenziell als emotionaler, intuitiver gelten als Männer, dass viele Gesprächspartner sexistische Äusserungen nicht problematisch finden, «wenn sie nicht böse gemeint sind». Und hier wird die Sache interdisziplinär und komplizierter: Es geht um Modelle, soziale Identitäten, Vorurteile und Muster in unseren Köpfen, Metaphern in unserer Sprache.

Subtilere, schwerer erkennbare Ursachen von beharrlichen diskriminierenden Strukturen werden heute beispielsweise erforscht, indem wir uns auf Stereotype und Vorurteile testen. Stereotype sind unbewusste, schwer kontrollierbare Schemata, die soziale Gruppen (z. B. Männer) mit Merkmalen (z. B. Führungsstärke) verknüpfen. Wir alle haben unbewusste Vorurteile und Stereotype, deren Ausprägung wir jederzeit bei «Project Implicit» auf der Website der Harvard University testen können. Selbst die politisch korrekteste Feministin könnte dort entdecken, dass sie Männer mühsamer mit Management und Frauen schneller mit Hochzeitstorten assoziiert.

Indem der wissenschaftlich orientierte Feminismus beharrliche sexistische Strukturen mithilfe von unbewussten Stereotypen erklärt, verlässt er sich mit grösster Selbstverständlichkeit auf die Methoden und Standards der empirischen Wissenschaften und befruchtet diese wiederum mit Forschungsfragen und methodischer Reflexion. Hier geht es nicht um assoziative Diskursanalyse, sondern um empirische, theoretisch eingebettete, experimentell operationalisierbare Modelle, die neurowissenschaftlich gestützt und gegebenenfalls evolutionsbiologisch erklärt werden können. Was passiert im Gehirn, wenn negative Stereotype aktiviert werden?

Inwiefern kann unsere Neigung zu Stereotypen, die im Alltag oft nützlich sind, weil sie uns schnelle und effiziente Entscheidungen erlauben, als eine evolutionär entstandene Eigenschaft unseres Homo-sapiens-Gehirns gesehen werden? Und natürlich: Wie könnte effektives Training zur Kontrolle negativer Stereotype funktionieren?

Auch neurowissenschaftliche und evolutionsbiologische Untersuchungen von Geschlechtsunterschieden sollten aus feministischer Sicht nicht von uninterfragten Voraussetzungen oder Tabus geprägt sein. Niemand behauptet, dass Männer und Frauen gleich seien oder sein sollten. Gleichberechtigung setzt keine Gleichheit voraus, auch nicht im Gehirn. Wir sollten unser Gehirn als eine Art plastisches Mosaik mit verschiedenen Teilen und Funktionalitäten sehen, die sich im Verlauf des Lebens unterschiedlich entwickeln können.

Dieses Modell erlaubt sowohl die Kritik an einer kategorischen Unterscheidung von «männlichen» und «weiblichen» Gehirnen als auch die Berücksichtigung der Tatsache, dass bestimmte Eigenschaften bei einem biologischen Geschlecht häufiger vertreten sind als beim anderen. Daraus folgt, dass das Geschlecht als eine Variable in neurowissenschaftlichen Studien berücksichtigt werden muss und dass medizinische Interventionen auch bei neuronalen Erkrankungen auf Geschlechter abgestimmt sein können. Aber daraus folgt natürlich auch, dass es eine unzulässige Vereinfachung wäre, Gehirne kategorisch in «männliche» und «weibliche» einzuteilen.

Erklärt der Urknall 9/11?

Die Diskussion um das Verhältnis von Neurowissenschaften, Evolutionstheorie und Gender sollte nicht als Kampf um Hegemonie geführt werden, sondern als kritische Methoden- und Wertreflexion in bester wissenschaftstheoretischer Tradition. Genetische Adaption kann potenziell wertvoll sein für unser Verständnis von Geschlechtsunterschieden, muss aber kritisch reflektiert werden im Hinblick auf ihre Erklärungsqualität, auf Interessen und Vorurteile sowie auf die normative Relevanz ihrer Erklärung. Wer natürliche oder sexuelle Selektion als Ursache von sexueller Be-

lästigung im 21. Jahrhundert anführt, liefert auch im allerbesten Fall keine bessere Erklärung dieser Tatsachen, als es der Urknall für 9/11 wäre.

Selbst wenn eine solche Erklärung ganz hervorragend wäre, hätte sie keinen Funken rechtfertigende Kraft in Bezug auf unser heutiges Verhalten. Rechtfertigungen schliessen Werturteile ein, sie sind normativ. Die Tatsache, dass die Frage einer gerechten Gesellschaft, an der sich der Feminismus orientiert, normativ ist, bedeutet nicht, dass deren Beantwortung unwissenschaftlich oder gar ideologisch sein muss. Niemand, wirklich niemand kann Werturteile allein aus empirischer Evidenz ableiten. Wir müssen uns überlegen, wie wir zusammenleben wollen und sollen, in welcher Gesellschaft wir uns heimisch fühlen und unsere Kinder aufziehen wollen, auch wenn sie «transgender» sind.

Wer so tut, als könnten wir diese Fragen naturwissenschaftlich beantworten, begeht den naturalistischen Fehlschluss. Wer die Relevanz von Neurowissenschaften und Evolutionsbiologie für unser Verständnis der Geschlechtsunterschiede leugnet, ist voreingenommen. Wer wissenschaftliche Forschung auf abstrakte Eigenschaften von Theorien reduziert und nicht berücksichtigt, dass Wissenschaftlerinnen sozial eingebettet, institutionell fremdbestimmt und von unterschiedlichsten Interessen geleitet sind, ist naiv. Wer die gesellschaftliche Verantwortung leugnet, die mit der Publikation und Diskussion von knackigen, aber empirisch schwach gestützten Storys zur Erklärung von menschlichem Verhalten einhergeht, ist fahrlässig.

Wer leugnet, dass das Selbstverständnis und das Verhalten von Menschen verschiedener Geschlechter von sozial konstituierten, von Stereotypen beeinflussten Identitäten abhängen, begeht den Fehlschluss des genetischen Determinismus. Wer leugnet, dass wir unter dicken kulturellen Schichten ein Homosapiens-Gehirn haben, übertreibt den sozialen Konstruktivismus. Wer so tut, als seien Stereotype harmlos, verharmlöst. Und wer aus der Tatsache, dass der Feminismus seine Werthaltung auf seiner Etikette mit sich herumträgt, folgert, dass dessen Vorgehensweise unwissenschaftlich und ideologisch sein muss, schliesst ideologisch.

Ein Verfahrensvorschlag

Ja, klar, nicht jeder geschmacklose Witz müsste gleich zu einem Online-Shitstorm und zum Ende einer Karriere führen. Ja, klar, die Gender-Studien sollten an ihrer sperrigen und elitär anmutenden Sprache arbeiten und sich deutlicher positionieren im Verhältnis zu den empirischen Wissenschaften. Aber die explizite Werthaltung des wissenschaftlich orientierten Feminismus, seine Anerkennung der normativen und empirischen Komplexität der zentralen Fragen sowie die geforderte Reflexion über mögliche Verzerrungen durch unbewusste Interessen und Stereotype markieren in vielen Hinsichten das Gegenteil einer Ideologie.

Hier deshalb ein Vorschlag: Betrachten wir die Diskussion um Gender-Fragen doch als einen empirisch informierten öffentlichen Diskurs, bei dem wir grundsätzlich auf die Kraft der Evidenz und der besseren Argumente vertrauen, während wir anerkennen und praktisch berücksichtigen, dass die Reflexion über explizite Werte sowie unbewusste Interessen, Vorurteile, kognitive Verzerrungen und ideologische Mechanismen integraler Bestandteil der Forschung und Diskussion sein muss.

Dominique Kuenzle lehrt als Privatdozent an der Universität Zürich Philosophie. In diesem Sommer erscheint (bei De Gruyter) seine Studie «Refurbishing Epistemology. A Meta-Epistemological Framework». 2009 hat er zusammen mit Michael Schefczyk (bei Junius) das Buch «John Stuart Mill zur Einführung» vorgelegt.

NACHRUF

Grosse alte Schule

Die Literaturkritikerin
Elsbeth Pulver ist gestorben

Elsbeth Pulver verkörperte wie wenige gleichermaßen die Grandezza und die Eleganz der Literaturkritik. In ihr lebte die Erbschaft fort des grossen Joseph Victor Widmann. Mass genommen aber hatte sie an Hofmannsthal, über den sie promoviert hatte. Sie war streng im Urteil und zurückhaltend im Gestus, aber unerschütterlich in ihren Überzeugungen, die nie im Dogma, aber in grosser Kenntnis der literarischen Tradition wie des zeitgenössischen Geschehens gründeten. Wir Späteren staunten über die Grosszügigkeit wie auch über den stupenden Sachverstand.

Wie oft haben wir in dem Kindler-Band zu den «Zeitgenössischen Literaturen der Schweiz» das von Elsbeth Pulver verfasste Kapitel über die Deutschschweiz als Fundgrube benützt? Es war so unerschöpflich, eloquent und poetisch vernetzt wie heute kein digitales Nachschlagewerk. Elsbeth Pulver schrieb und dachte aus einer Fülle, die nur das Ergebnis von Eros und Studium sein konnte. Was solches hiess, lernten wir von ihr, indem wir ihre Kritiken und Essays lasen über Robert Walser, Erika Burkart oder Marie Luise Kaschnitz. Sie verband die Emphase des genauen Lesens mit der Gabe des unerschrockenen, leidenschaftlichen Schreibens.

«Die Nachwelt flicht dem Kritiker keine Kränze. Aus der Zeitung, aus dem Sinn; in die Ecke, Besen, sei's gewesen.» So schrieb sie einmal, halb ironisch, halb melancholisch und nicht ohne schelmische Koketterie: Nein, vergessen geht sie nicht, auch wenn sie schon länger nicht mehr geschrieben hat. Nun ist Elsbeth Pulver, lange Jahre Literaturkritikerin der NZZ, am 18. Juli in Bern im Alter von 89 Jahren gestorben.

Roman Bucheli

NACHRUF

Unstillbarer Lebenshunger

Zum Tod des Poeten
und Aussteigers Urban Gwerder



Manchmal habe er, so erzählte Urban Gwerder 1998 in seinem Buch «Im Zeichen des magischen Affen», in den frühen sechziger Jahren die Redaktion der NZZ gestürmt mit den Worten: «Ich brauche Geld – hier sind Gedichte.» Ohne Widerrede habe er jeweils einen Honorarvorschuss erhalten; sein Förderer Werner Weber habe die Gedichte gedruckt und ihm lediglich geraten, «gesellschaftsfähiger zu werden».

Im Juni 1961 ist das erste Gedicht von Urban Gwerder in der NZZ gedruckt worden. «Stein auf Stein. / Wir haben unsere roten Tücher», hiess es darin. Man wusste, was Geistes Kind dieser wilde Poet war. 1944 in Basel als Sohn des früh aus dem Leben geschiedenen Lyrikers Alexander Xaver Gwerder geboren, galt Urban als poetisches Wunderkind. Den Lebenshunger und den poetischen Furor hatte er von seinem Vater geerbt, freilich und zum Glück nicht auch dessen Todessehnsucht.

Schon im Jahr nach diesem Zeitungsdebüt erschien im Arche-Verlag sein erster Gedichtband und wurde er der Schule verwiesen, da er, noch nicht volljährig, Vater geworden war. In diesem rasenden Tempo ging es fortan durchs Leben: Er begründete die Untergrundzeitschrift «Hotcha!», verkehrte mit Beat-Poeten, Künstlern, mit Frank Zappa, mit Huren und Clochards und war selber eine Mischung von allem. Später wurde er ruhig, da lebte er auf der Alp. Dann war er plötzlich wieder in Zürich. Wie erst jetzt bekannt wurde, ist Urban Gwerder am 4. Juli 72-jährig gestorben.

Roman Bucheli